

den Studentenrevolution, nur wenig herausgestellt. Abgesehen von den Städten der Studienjahre steht Freiburg im Zentrum.

Max Müller hat immer die These vertreten, daß die Freiheit der Philosophie nicht im Gegensatz zur Verwurzelung in einem bestimmten Boden stehe; Boden war für ihn die badische Heimat, die katholische Kirche, die deutsche Geschichte. Die Arbeit des jungen Müller in der Jugendbewegung von „Quickborn“ und „Neudeutschland“, seine langjährige Tätigkeit als Philosoph, der auch den Theologiestudenten dienen wollte, prägen seine Reflexionen über das Verhältnis von Glaube, Geschichte und Denken. Seine Erfahrungen im Dritten Reich, der Impetus des Neubeginns nach dem Krieg, die später dann erfolgte Konfrontation mit einer Generation, die nicht verstehen kann, wie ihre Eltern und Lehrer das Naziregime nicht zu verhindern wußten, sind ihm Anlaß zu einer Philosophie der politischen Gestaltung und des Widerstands, des Kompromisses, der Schuld.

Mit besonderem Interesse wird man lesen, was er über Martin Heidegger sagt: von der zunächst sehr guten, dann abbrechenden, später wieder aufgenommenen persönlichen Beziehung, von Heideggers Rolle bei der Verweigerung der *Venia docendi* (die Müller minimisiert), von Heideggers Einfluß auf den jungen, thomistisch geprägten Metaphysiker und von Müllers Abset-

zung von Heidegger in fünf wesentlichen Punkten (87–111). Bei aller Anerkennung der Leistung Heideggers markiert er auch die Schwachpunkte von dessen einliniger Konstruktion der Metaphysikgeschichte. Von einer „katholischen Heidegger-Schule“ (Przywara), zu der neben ihm auch Johannes B. Lotz, Karl Rahner, Bernhard Welte gehört haben sollen, will Müller nicht gesprochen wissen.

Vossenkuhl ist ein meist angenehm sich zurückhaltender, manchmal aber auch, wenn es nötig ist, hartnäckig insistierender Interviewer, der auch dafür zu sorgen hatte, daß in der Fülle der Exkurse die Generallinie erhalten blieb, und der das Verdienst der Endreaktion des ganzen Buchs hat, dessen erstes Exemplar – wahrhaft als Vermächtnis – am Todestag Müllers (18. 10. 1994) ausgeliefert wurde.

Wer Max Müller gekannt hat, wird in diesem Buch seine außergewöhnliche Fähigkeit zum konkreten Philosophieren wiederfinden, sein stupendes Gedächtnis, seine Treue zu seinen Freunden. Es ist die Geschichte eines Mannes, bei dem sich Selbstkritik und Narzißmus, Selbständigkeit und Freude am Dialog die Waage hielten. Wer ihn nicht gekannt hat, begegnet einem „Zeugen des Jahrhunderts“, der ein ganzer Mensch war, in Größe und Grenze, und eines deutschen Jahrhunderts, das wir uns noch lange nicht angeeignet haben.

G. Haeffner SJ

Gesellschaft

HEPP, Gerd: *Wertewandel*. Politikwissenschaftliche Grundfragen. München: Oldenbourg 1994. 161 S. Lw. 39,80.

Die Sozialwissenschaften bieten einige Begriffe an, mit denen die Situation der Moderne beschrieben werden kann. Neben der Individualisierung und Pluralisierung der Lebenslagen steht der Begriff Wertewandel im Vordergrund. Die Entwicklung dieses sozialwissenschaftlichen Theorems nahm die folgenden Schritte: Wertezерfall (E. Noelle-Neumann 1976), postmaterialistische Wertorientierungen (R. Inglehart 1977), Wertesynthese (H. Klages 1988). Hepp, Professor an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg, stellt in den einleitenden Kapiteln den Wer-

tebegriff, die Dimensionen und die Deutungen des Wertewandels dar und entscheidet sich am Ende für das von Klages vorgetragene Modell der Wertesynthese, in dem Menschen zwar die Werte der Selbstentfaltung bevorzugen, aber zugleich die Gesellschaft in ihre Entscheidungen miteinbeziehen. Er unterstreicht, daß die Hypothesen von Inglehart stark auf das Selbstverständnis der Deutschen eingewirkt hätten. Die Gründung von Protestparteien und die assoziative Verbindung von postmaterialistischen Wertorientierungen und hedonistischen Zielen beweisen ihm das zur Genüge. Daß sich zudem seit Mitte der achtziger Jahre das Leitbild des „Hedomaten“ entwickelt hat, also jenes Bürgers, der

sich nur an Lust und materiellen Vorteilen ausrichtet, wird als bedenkliche Folgeerscheinung notiert.

Neues Forschungsgebiet betritt Hepp, wenn er die Auswirkungen des Wertewandels auf einige politisch relevante Lebensbereiche hin erforscht: das Wählerverhalten, die Schulpolitik, die Familienpolitik, die politische Kultur. Welcher Bereich auch immer gewählt wird, eine gefährliche Schieflage zwischen Selbstentfaltungswerten und Pflichten zur Solidarität kann nicht übersehen werden. Der Umgang mit diesem Grundproblem bestimmt nicht nur das Wählerpotential der Parteien, sondern ebenso den Verlauf der Politik (von hessischen Rahmenrichtlinien bis zu der Scheidungsgesetzgebung), ob sie im Sinn des Gemeinwohls wirken oder nun populistisch Bedürfnisse erfüllen kann. Joachim Fest erkannte den Grundkonflikt der Moderne im Vorrang der Bedürfnisse vor den Prinzipien. Hepp weist in den einzelnen Bereichen zwar Chancen und Risiken des Wertewandels auf, verhehlt aber nicht seine Sorgen. Seine Forderung nach einer Wertepolitik, die den Bürger dialogisch, verantwortlich und partizipativ in das politische Geschehen einbezieht, wird unterstützt durch eine politische Bildung, die mit W. Jacobson definiert wird als „ein Gefühl der persönlichen Mitverantwortung für das soziale Ganze bei aller rechtmäßigen Wahrnehmung subjektiver Interessen und Bedürfnisse, die einer angemessenen personalen Selbstverwirklichung dienen, verbunden mit Mut und Ich-Stärke“ (129). Ein bemerkenswert anregendes Buch für nachdenkliche Leser aus den Bereichen Erziehung und Politik.

R. Bleistein SJ

BECK, Uwe: *Kirche im SPIEGEL – Spiegel der Kirche?* Ein leidenschaftliches Verhältnis. Ostfildern: Schwabenverlag 1994. 340 S., Kart. 36,-.

Für das schwierige Verhältnis von Kirche und Medien läßt sich kein brisanteres Beispiel in der Bundesrepublik finden als das des Hamburger Nachrichtenmagazins. Schon von daher verdient die Tübinger Dissertation von 1991 des Theologen und Journalisten Uwe Beck höchste Aufmerksamkeit. Beck untersucht in der von G. W. Hunold betreuten Arbeit vorwiegend die Spiegel-Titel in gut 45 Erscheinungsjahren. Quantita-

tiv wie qualitativ läßt sich dort eine zunächst überraschende Beobachtung machen: Tendierte das Nachrichtenmagazin vor und während des Zweiten Vatikanischen Konzils noch zu ausführlichen, präzise recherchierten Hintergrundberichten über Themen wie die Qumranfunde oder die Jesus-Forschung, so läßt dieses „seriöse“ Interesse nach dem Konzil deutlich nach. Beck bescheinigt mehrfach dem Spiegel für diese ersten zwei Dezennien seines Erscheinens Artikel auf „Lehrbuch-Niveau“.

Spätestens mit dem Amtsantritt von Johannes Paul II. im Jahr 1978 wendet sich der Spiegel nach Becks Ansicht dann konsequent einer hämischen, ironischen Behandlung der katholischen Kirche zu. Belegt wird das mit den umfangreichen Umfragen („Was glauben die Deutschen?“), mit denen der Kirche eine zunehmende Entwurzelung im Glaubensvolk nachgewiesen werden soll. Die Kirchenredaktion des Magazins wird 1973 aufgelöst, die Berichterstattung gleicht nach Becks Ansicht einem „Satire-Magazin“. Ob diese Entwicklung tatsächlich so stringent von der Hamburger Redaktion vorangetrieben wurde, sei dahingestellt.

Unzweifelhaft ist dagegen, daß – wie Beck in einem Exkurs ausführlich darstellt – Rudolf Augstein das Thema Kirche in bissigen Kommentaren massiv an sich gezogen hat. In Fragen der Sexualmoral zieht, das zeigen Becks eindruckliche Beispiele, der Herausgeber alle rhetorischen Register. Davon werden auch ehemals hofierte Konzilstheologen wie Hans Küng nicht verschont, der seine bitteren Erfahrungen mit dem Spiegel machen mußte. (Wie mag es dereinst Eugen Drewermann ergehen, dessen Fall nach dem von Beck untersuchten Zeitraum liegt?)

Leider läßt sich Beck an vielen Stellen seines Buchs von der eigenen Wertungsfreude übermannen, ohne sattelfeste Belege anführen zu können. „Man muß dem Spiegel zugute halten“ oder „er (Augstein) formuliert dabei meist unter seinem eigenen Niveau“ sind in einer wissenschaftlichen Arbeit entbehrlich. Fragwürdig bleibt die weitgehende Ausklammerung der evangelischen Kirchen, obgleich Beck anführt, daß diese im Spiegel deutlich minderrepräsentiert waren und sind. Dennoch hätte hier ein Vergleich vieles erhellen können. Freilich hätte dazu